

Kapitel 2

Die meisten Touristen waren am Ende der Woche aus Saint-André-du-Périgord abgereist. In den pittoresken Gässchen und um die Hauptstraße herum war es nun still und friedlich, und Marie hatte das Gefühl, das Dorf ruhe in sich. Irgendwo krächte ein Hahn, eine Katze saß lauend auf einer Steinmauer, und ein paar Jugendliche hatten sich um das Denkmal im Ortszentrum versammelt. Am nächsten Morgen stand die *Rentrée* bevor, was für Kinder bedeutete, dass die Schule wieder anfing. In den kommenden zwei Monaten würde in Frankreich traditionsgemäß alles unter diesem Begriff starten: *Rentrée scolaire, politique, économique, littéraire* ... Neuanfang in Schule, Politik, Wirtschaft, Literatur ... Man gewann den Eindruck, als würde sich die Gesellschaft jeden September neu erfinden.

Maries Vater war Deutscher und sie selbst in Frankreich und Deutschland aufgewachsen. Es war ihr stets schwergefallen, diese sehr französische Tradition ihren deutschen Freunden und Verwandten zu erklären. Überhaupt erstaunten Marie immer wieder die feinen Unterschiede zwischen ihren beiden Heimatländern, die so nahe beieinanderlagen, und mitunter amüsierte sie sich auch darüber. Es waren nicht nur kulinarische Details, sondern oft auch der Blick auf Dinge und sprachliche Eigenarten, und all das bot ausreichend Inspiration für ein lustiges Sprachquiz mit ihren Cousins aus Deutschland: Was heißt wohl *poser un lapin* – ein Kaninchen stellen? Jemanden versetzen. Und *être fleur bleue* – eine blaue Blume sein? Sentimental sein. Das ließ sich mit großem Vergnügen in beide Richtungen spielen: Franzosen konnten sich unter einem Bratkartoffelverhältnis – *une relation de pommes de terre sautées* – nämlich auch herzlich wenig vorstellen.

Während Marie lächelnd ihren Gedanken nachhing, kam ihr ein übrig gebliebenes Touristenpaar entgegen, das soeben das Lebensmittelgeschäft an der Hauptstraße verlassen hatte. Die beiden hatten sich in dem Tante-Emma-Laden mit Croissants eingedeckt. Als sie Maries Korb bemerkten, machten sie große Augen. Und wie es der Zufall wollte, unterhielten sie sich auf Deutsch.

»Ach, guck mal, was für schöne Steinpilze!«, rief der Mann.

Auch die Frau war begeistert von Maries Sammelerfolg. »Oh, die sehen aber lecker aus! Meinst du, sie hat die hier gefunden? Dann ist sie auch von hier und kennt sich bestimmt gut aus in der Gegend.«

Marie tat, als würde sie die beiden nicht verstehen, lächelte freundlich und spürte einen kindlichen Stolz, als Einheimische wahrgenommen zu werden.

Nachdem sie das Rathaus hinter sich gelassen hatte, das zugleich auch die örtliche Grundschule beherbergte, bog sie links in eine kleine Straße ab. Sogleich hörte sie die

resolute Stimme Léonies, die mit ihrer Nachbarin Rose einen Schwatz hielt. Die beiden alten Damen waren in ihren Gärten und lehnten jeweils an ihrer Seite der Mauer, die ihre Grundstücke voneinander trennte. Die zwei erinnerten ein bisschen an Pat und Patachon: Léonie war klein und drahtig, Rose hingegen groß und kräftig. Auch durch ihr Outfit unterschieden sie sich erheblich, denn Rose trug stets rosafarbene Kleidung, um ihrem Vornamen gerecht zu werden. Die beiden waren schon ein Leben lang Nachbarinnen und standen seit jeher in Konkurrenz, was die Pracht ihrer Bilderbuchgärten anging. Wer hatte die schönsten Blumen, die besten Tomaten, die meisten Beeren ...? Natürlich kam diese Rivalität niemals zur Sprache. Die beiden gaben sich des Öfteren sogar Tipps oder schenkten sich Setzlinge. Einzig Roses – natürlich rosafarbene – Klematis gigantischen Ausmaßes galt auch in Léonies Augen als unübertroffen.

»*Bonjour*, Mesdames!«, grüßte Marie, als sie auf die beiden zutrat.

»Ach, du bist schon zurück?«, fragte Léonie verwundert.

»Ja, die blöden Jäger waren überpünktlich und haben rumgeballert.« Marie hob ihren Korb ein wenig nach oben. »Aber schaut mal.«

»Lass die Jäger in Ruhe!«, sagte Léonie in strengem Tonfall. »Auf dem Land wird gejagt, so ist das nun mal.«

Marie schaute zum Himmel, wohl wissend, dass eine Diskussion zu diesem Thema in Saint-André sinnlos war.

Rose streckte den Kopf vor, um über die Mauer hinweg einen Blick in den Korb zu werfen, und nickte dann anerkennend. Marie überreichte ihn Léonie. Diese prüfte die Ausbeute sogleich kritisch. Aber da gab es nichts zu beanstanden.

»*Bien, ma chérie*. Dann mal an die Arbeit.«

»Ich hole nur noch schnell mein Heft, dann bin ich bei dir«, antwortete Marie.

»Bis dann, Rose!«, rief Léonie – was so viel hieß wie: »Bis gleich zum Kaffee.«

Marie eilte zu Mamies Haus, ihrem neuen Heim. Das zweistöckige Sandsteinhaus mit dem kleinen Balkon auf der ersten Etage war das älteste Gebäude des Familienhofs, und es sah noch so aus wie in Mariens Kindheit. Die weiße Kletterrose, die den Eingang mit der Glaspergola umrahmte, blühte vom Frühjahr bis zum ersten Frost. Die Sprossenfenster und die blauen Fensterläden brauchten dringend einen neuen Anstrich, und manche Renovierungsarbeit stand an.

Marie trat ein. Drinnen duftete es angenehm nach dem Bienenwachs, mit dem das Parkett schon immer gepflegt worden war. Abermals dachte sie, dass sie sich kein besseres Refugium hätte vorstellen können. Soweit möglich, hatte sie allzu Rustikales entsorgt und überflüssige Möbel, Deko und alles Selbstgehäkelte ausrangiert. Behalten hatte sie nur ausgesuchte Familienstücke, die zur Grundausrüstung gehörten: einen großen Tisch, Stühle, Betten, den Lieblingssessel ihrer Großmutter, Schränke, die Küchenlampe aus den Dreißigerjahren. Und natürlich die Kisten mit alten Fotos, die die Geschichte der Merciers wie auch die von Saint-André erzählten. Mariens eigene Möbel waren in ihrer Pariser Zweizimmerwohnung geblieben, die sie untervermietet hatte, bis sie wissen würde, wie ihr Leben sich weiterentwickelte.

In der Zwischenzeit wollte sie Mamies Haus weiter verschönern. Am nächsten Morgen hatte sie bereits einen ersten Termin mit einem Handwerker. Sie plante, die Wand zwischen Küche und Esszimmer einreißen zu lassen, um die winzige Küche zu erweitern. Ihre Großmutter hatte nie gekocht, das war immer die Aufgabe ihrer acht Jahre jüngeren Schwester Léonie gewesen – ein Arrangement, das beide zufriedengestellt hatte. Aber Mamie war ja auch mit der Bewirtschaftung des Hofes hinlänglich ausgelastet gewesen.

Aus einer alten Kommode im Wohnzimmer holte Marie das große Heft, in dem sie Léonies Rezepte notierte, und ging hinüber ins Nachbarhaus, das auf dem gleichen Grundstück lag. Offiziell waren es zwei getrennte Grundstücke, da Mamies und Léonies Mutter vor langer Zeit ihr Anwesen mitsamt den Hofgebäuden in zwei Hälften aufgeteilt und ihren Töchtern jeweils eine der beiden vererbt hatte, was notariell beglaubigt worden war. Auf diese Weise hatte sie verhindern wollen, dass es zwischen den beiden Schwestern wegen Erbschaftsfragen zu Streit kam – ein familiäres Unheil, das viele im Dorf ereilte.

*

»Der Blätterteig ist fast fertig, ich muss ihn nur noch zweimal ausrollen«, sagte Léonie.
»Du kannst in der Zwischenzeit die Steinpilze putzen. Aber ...«

»Ich weiß, ich weiß.« Marie hielt einen Pinsel hoch. »Bloß kein Wasser!«

Léonie schaute leicht pikiert, doch Marie wusste, wie sehr es ihre Großtante freute, dass sie ihre Ratschläge im Kopf behielt. Das Rezept für Léonies Blätterteig hatte Marie sich schon letzte Woche notiert und gut gemerkt. Zumal die Umsetzung eine Kunst für sich war, die unter anderem die Fähigkeit erforderte, in einer Art Origami-Faltung ein Pfund Butter wie von Zauberhand im Teig verschwinden zu lassen.

Während sie die Steinpilze mit dem speziell dafür vorgesehenen Pinsel putzte, schweiften Maries Gedanken ab. Wie es wohl Olivier in Quebec ging? Ihr langjähriger Lebensgefährte hatte in Kanada eine Stelle in der wissenschaftlichen Forschung angenommen. So würden sie nicht mehr ständig umsonst aufeinander warten, hatte er ihr mit einem müden Lächeln erklärt. Gestritten hatten sie nicht, denn sie wussten beide, dass sie am Ende ihrer Beziehung angelangt waren. Sie hatten sich ihren Jobs so sehr verschrieben, dass sie kaum noch Zeit füreinander gefunden hatten. Die nächsten Wochen wollten sie nutzen, um sich neu zu sortieren, und hatten daher beschlossen, vorerst weder miteinander zu telefonieren noch sich zu schreiben. Marie stand dazu, auch wenn sie zugeben musste, dass sie die vertraute Gegenwart ihres zerstreuten Biologie-Professors in manchen Momenten vermisste. Vermutlich ging es ihm ähnlich, auch wenn er in der nächsten Zeit bestimmt rund um die Uhr mit seinem neuen Forschungsprojekt beschäftigt sein würde, das für seine berufliche Karriere einen großen Schritt nach vorn bedeutete.

»Marie. Hörst du? Marie? Maaaaariiiiie?«

»Äh, ja?«

»Wie lange willst du die Pilze noch putzen?« Léonie nahm ihr die Schüssel energisch weg und ging zum Herd. »Kümmere dich um Knoblauch und Petersilie. So verträumt kenne ich dich gar nicht!«

»Ich hab gerade an die Umbauarbeiten für die Küche gedacht.« Das war vielleicht nicht die beste Notlüge, aber Marie hatte keine Lust, mit Léonie über Olivier zu sprechen. Sie wollte sie nicht unnötig beunruhigen. »Glaubst du, Lambert ist ein guter Handwerker?« Marie kannte Lambert auch schon seit ihrer Kindheit. Er war Maurer und hatte Anfang des Jahres das Unternehmen seines Vaters übernommen.

»Der ist vor allem ein guter Charmeur. Pass auf, dass er dir nicht den Kopf verdreht.«

»Keine Sorge, er ist nicht mein Typ. Außerdem schwärmt er für Hélène.«

»Das arme Ding bringt alle Männer um den Verstand. Das nimmt noch mal ein böses Ende.«

»Die Geschichte mit diesem Franck aus Bordeaux scheint aber eine ernste Sache zu sein.«

»Tsss ... Das werden wir noch sehen!«

Léonie trocknete sich die Hände an ihrer geblühten Schürze ab, eine Geste, die Marie schon immer fasziniert hatte. Die alte Dame mit den dauergewellten weißen Haaren hatte ein Leben lang hart gearbeitet, und ihre sehnigen Hände mussten immer etwas zu tun haben. Marie wunderte sich wieder einmal, dass es im 21. Jahrhundert noch solche Schürzen zu kaufen gab. Wahrscheinlich gab es viele Tante Léonies – ein Gedanke, den sie irgendwie tröstlich fand.

»Wie fein soll ich die Petersilie hacken?«

»Nicht allzu fein.«

Eine typische Antwort von Léonie, die immer davon ausging, dass andere genau wüssten, was sie meinte. Im Job ließ Marie ihren Kollegen nie eine ungenaue oder unverbindliche Aussage durchgehen, dafür war sie in ihrer Abteilung bekannt, aber hier amüsierte es sie. Sie schnitt »nicht allzu fein« und zeigte Léonie das Ergebnis.

»Also, so grob auch wieder nicht«, kritisierte ihre Großtante.

Alles andere hätte Marie auch gewundert.

*

Léonie legte die Petersilie auf ein Brett und hackte sie kopfschüttelnd ganz fein. Ein bisschen Theater musste sein. Dann mischte sie sie zu der Steinpilz-Entenconfit-Mischung und füllte die Masse in eine tiefe, mit Blätterteig ausgelegte Form.

Von wegen an Umbauarbeiten gedacht! Léonie konnte in Maries Gesicht lesen wie in einem Buch. Ihre Großnichte hatte sich ganz schön was vorgenommen, indem sie ihr Leben so umkrempele. An Mut fehlte es ihr ja nicht. Bis jetzt hatte sie nur für ihren Beruf gelebt. Kein Wunder, dass ihre Beziehung in die Brüche gegangen war. Auch da war sie ihrer Großmutter sehr ähnlich. Mal sehen, ob sie nach dem Winter immer noch bleiben will, dachte Léonie. Im Winter war es in Saint-André schon sehr ruhig, hier sagten sich Fuchs und Hase gute Nacht. Das würde für die quirlige Großstädterin eine

echte Herausforderung werden. Hoffentlich würde Marie dann nicht nach Paris zurückwollen! Sie brachte so viel Leben ins Haus. Vielleicht könnte sie in der Gegend einen netten, handfesten Mann kennenlernen – und nicht wieder so einen verschrobenen Wissenschaftler. Es musste ja nicht gleich einer sein, mit dem sie zusammenziehen würde.

Léonie schob die Gedanken beiseite, zauberte im Nu noch einen dekorativen Blätterteig-Deckel und schob die Tarte in den Ofen. »So, in zwanzig Minuten nehmen wir sie raus und bestreichen sie mit Eigelb. Und dann muss sie noch mal zehn Minuten schön goldbraun werden.«

Marie notierte alles in ihr Heft, auf dessen Umschlag sie mit ihrer energischen Handschrift *Les recettes de Tante Léonie* geschrieben hatte. Léonie blickte zu ihr hinüber und musste sich eingestehen, dass sie sich geehrt fühlte. Marie hatte schon immer eine natürliche Gabe gehabt, sich auf andere einzulassen. Sie war zwar so ungeduldig wie ihre Großmutter, hatte aber wie diese das Herz am rechten Fleck. Während der vergangenen Wochen war das Verhältnis zwischen Marie und Léonie durch ihre gemeinsame Trauer auf eine ganz selbstverständliche Weise enger geworden. Das ist ein Geschenk, dachte Léonie. Siehst du, auch mit achtzig kann sich noch viel Gutes in deinem Leben ereignen!

Léonie schaute durch das Küchenfenster oberhalb der Spüle, das wie die Tür zum Garten weit geöffnet war, hinaus in den Garten mit den alten Apfel- und Birnbäumen. Obwohl sie auf dem Hof geboren war und ihr ganzes Leben hier verbracht hatte, genoss sie die Schönheit um sie herum immer wieder aufs Neue.

»Wir werden die Äpfel bald pflücken müssen, um sie auf dem Speicher einzulagern«, kündigte sie an. Die Obstbäume trugen dieses Jahr so viele Früchte, dass manche Äste gestützt werden mussten.

Marie nickte. »Klar, machen wir.«

Hinter der großen Steinmauer, auf der Léonies getigter Kater Gaston döste, ragte der obere Teil von Saint-Andrés romanischer Kirche mit dem Dach aus schweren, flachen Steinen empor. Gleich um zwölf Uhr würden die Glocken läuten. Dreimal am Tag waren sie zu hören – um sieben, um zwölf und um neunzehn Uhr. Léonie schaute dann gewohnheitsmäßig auf ihre Armbanduhr.

»Es riecht himmlisch!«, freute sich Marie. »Diese Mischung aus Blätterteig, Knofi und Steinpilzen ...« Spontan nahm sie ihre Großtante in den Arm. »Es kommt mir so vor, als wären Paris und die Kripo Lichtjahre entfernt.«

Léonie musste gegen ihre Emotionen ankämpfen. Am liebsten hätte sie die Umarmung erwidert, aber in Gefühlsbekundungen war sie ungeübt.

»Die Mörder sollen auch ruhig bleiben, wo sie sind«, lautete ihre trockene Antwort, mit der sie sich rettete.

Um ihre Fassung wiederzuerlangen, durchquerte Léonie die geräumige, gemütliche Küche mit den sandfarbenen Steinfliesen. Das war ihr Reich! Obwohl sie nie geheiratet und keine Kinder hatte, war dies immer der Treffpunkt der Familie Mercier und deren Freunden gewesen. Das war ihr wichtig gewesen. Sie blickte auf den massiven Eichen-